

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergedrissenen Monarchie, ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne bis erst jeder Stein anders gebauen ist, und dazu gehört Zeit.

G. G. Richterberg (1742—99).

Der Wohltäter.

Von Stefan Großmann.

Am Neujahrstag 1932 verkündete der amerikanische Missionär Charles M. E. Chugge in den New Yorker Blättern:

„Ich habe mich entschlossen, einem jungen Proletarier, der nachweisbar seit 10 Jahren in einem Kohlenbergwerk beschäftigt ist, ein Stipendium für eine Reise um die Erde zu zahlen. Diese Reise geschieht in Gesellschaft meines Sekretärs. Die Dauer der Weltreise wird mit drei Jahren festgesetzt; zur Vorbereitung (Spracherlernung usw.) wird der Aufenthalt für ein Jahr in New York bewilligt. Bergarbeiter von mindestens dreißig Jahren können sich um dieses Stipendium bewerben. Bedingungen für den Bewerber:

1. Er muß seit mindestens zehn Jahren Bergarbeiter sein.
2. Er muß natürliche Intelligenz, frische Beobachtung, lebhaftes Temperament nachweisen.
3. Er muß sich verpflichten, nach Ablauf der Reise abermals zehn Jahre in demselben Bergwerk weiterzuarbeiten.

Protektion ist ausgeschlossen. Ueber die Wahl des Preisträgers entscheiden sechs unabhängige Männer, die nicht von mir, sondern von den achtbarsten Schriftstellern Amerikas namhaft gemacht werden.

Für die Kosten der Reise werfe ich 30 000 Pfund Sterling aus. Die Reise kann also mit dem größten Komfort durchgeführt werden.

Sch selbst will den Stipendiaten erst nach seiner Reise kennenlernen.

Charles M. E. Chugge.“
Es ging alles korrekt und ohne Korruption zu. Von den ungefähr 6000 Gesuchen, die einliefen, wählte die Kommission 240 besonders berücksichtigungswerte aus. Dann entschied das Los. Also wirklich unparteiisch. Der 32jährige Bergmann Francis Kooth aus New-Orleans hatte das Glück, daß sein Besuch aus der Urne gezogen wurde.

Kooth war ein lediger Mann, der freilich schon wie ein Bierziger aussah, denn man arbeitet nicht, ohne daß Spuren zurückbleiben, dreizehn Jahre in einem Kohlschacht. Sein härtiges Gesicht war ernst und mager, seine Augen noch feurig, aber doch schon schwermütig, und auch seine hohe schlankte Gestalt war schon etwas vornübergebeugt. Als junger Mensch hatte er Gedichte an ein junges Mädchen verfaßt, die hatte er seinem Besuch beigelegt, obwohl er selbst für die Schönheit der Gedichte aus seiner berauschten Jugendzeit gar keinen Sinn mehr hatte. Ueberhaupt hatte er das Besuch fast nicht im Ernst, sondern spaßeshalber abgefaßt und verschißt und gar keine Erledigung erwartet. Als man ihn eines Morgens aus dem Schacht herauf ins Bureau der Gesellschaft rufen ließ, um ihm zu verkünden, daß er der Glückliche sei, der eine dreijährige Weltreise unternehmen sollte, da war er im ersten Moment nicht einmal glücklich, denn er hörte wohl die Worte, aber er empfand sie noch gar nicht.

Nun wurden ihm nochmals alle Bedingungen vorgelesen. Das sollte er unterschreiben.

„Nur eins ist von Wichtigkeit,“ sagte der Beamte, „Sie müssen sich verpflichten, nach Ablauf der Reise wieder für zehn Jahre in unsere Dienste zu treten! Herr Charles M. E. Chugge will Sie nicht aus Ihrer Existenz für immer herausreißen und deshalb verlangt er, daß Sie ihm — es wird ja wohl nicht nötig sein — das Recht einräumen, Sie eventuell auch mit unserer Fabrikwache, mit unseren Pinkertons wieder in den Schacht zu bringen.“

Francis Kooth unterschrieb.

Ein Jahr lebte er in New York, lernte Französisch, Deutsch, Italienisch, lernte sich vornehm kleiden, ausgezeichnet essen, mit Damen umgehen. Er wurde im Klavierspiel unterrichtet, daß er nun sogar zu genießen, aber nicht auszuüben verstand. Er kam in die großen Theater, in die Oper; er lernte segeln, rudern, schwimmen. Das ganze Jahr über lebte er in einem Landhaus an der Küste, ein junger Maler war sein Gesellschafter, der ihm die Schönheit des Meeres, die Wunder der Abendsonne, die Herrlichkeiten der Winterschönheit erklärte. Mit der Cousine dieses Malers blieb er oft tagelang draußen auf dem Meer in einer kleinen Segeljacht, und so erhielt er den letzten Schliff.

Am 14. Oktober 1934 bestieg Francis Kooth den Dampfer „Viktoria“, der junge Maler begleitete ihn als Sekretär. Auf dem Schiffe erwartete ein Bote von Mr. Charles M. E. Chugge den Weltreisenden und überreichte ihm ein Schedbuch, das er — außer dem Stipendium — in den großen Weltstädten von Tokio bis Stockholm benötigen sollte. Für jede Stadt waren ihm 1000 Pfund bewilligt, doch wieder unter der Bedingung, daß sie verbraucht, d. h. in jeder Stadt ausgegeben würden!

Unmöglich zu schildern, wie Francis Kooth diese drei Jahre genoß. Die japanische Wunderwelt, die uralte Pracht der indischen Wälder, die Eleganz der Riviera, das Sonnen- und Sternenglück der Meerfahrten, seine Freundschaft mit dem Maler, anfangs die sehnsüchtigen Briefe der Cousine, die Pariser Schweißereien, die Schönheit der nordischen Landschaft, eine Nacht in der Wüste unter gelbem Himmel, dann die Reise mit der transsibirischen Bahn durch Einöde und Stille, plötzlich in Moskau vor der Pracht des Kreml, einen Sommermonat am Lido in Venedig; in Rom sank er vor Michelangelo in die Knie, in Nizza erlebte er den tollsten Fajching der Welt, dann war er plötzlich in Kleinasien, an den dürren erstorbenen Stätten, die so vielen heilig sind. Er wurde jünger von Tag zu Tag. Sein Freund, der Maler, war mit Briefen an die freundlichsten Menschen der Erde ausgestattet. Er lernte die großen Dichter Europas kennen, mehr noch: die stillen Großen aller Länder, die über dem Ruhme stehen, die erhabensten Charaktere, die verführerischsten Frauen, aber er blieb wachen Sinnes, und auch die Quartiere des Glends, der Dichtlosigkeit, der Blöße, des Schmutzes sah er, um ihnen schleunigst zu entfliehen.

Als er am 14. Oktober 1937 in New York landete da meinte er, eine Nacht geträumt zu haben.

Am 18. Oktober war er wieder in New Orleans. Er kam in seine alte Wohnung und erschrak über ihre Enge, Lichtlosigkeit und Dürftigkeit. Aber er packte wortlos die Koffer aus und statete die Wohnung mit allen Gütern aus, die er auf der Reise erworben: mit persischen Teppichen, ungarischen Stickerien, japanischen Holzschritten, chinesischem Porzellan, französischer Seide, Schmetterlingskaffee aus Brasilien, ausgestopften Vögeln aus Indien und hundert anderen leuchtenden Schätzen.

Am 20. Oktober erhielt er den Befehl, am 22. wieder seinen Dienst im Bergwerk, Schacht VII, dritte Etage, anzutreten. Er erinnerte sich plötzlich an die Vereinbarung, dachte an die Pinkertons und ging.

Am 22. Oktober sah er wieder tief unten im Schacht, halbnacht, mit ruhiger Brust, über die der Schweiß herunterran, ganz einsam, nur seine kleine Lampe neben sich und — hier mußte er elf Stunden bleiben! Er hörte das Ticken im nassen schwarzen Gestein, er vernahm aus der Ferne das Klopfen seiner Kameraden, er aß sein Brot aus der schwarzen Faust. Mitten in der finsternen Einsamkeit des Schachtes sah er auf einmal den Ozean im Morgenlicht, den unendlichen, hellblau strahlenden Horizont, die Schneelandschaften Norwegens, den Fajching von Nizza, und er hörte plötzlich alle Orchester von Paris.

Francis Kooth war auch nach der Arbeit ganz allein. Er hatte keine Lust zu reden, und das wurde ihm als frecher Hochmut ausgelegt.

Er sprach mit niemandem.

Am dritten Tage wurde er plötzlich aus dem Schacht heraufgerufen. Mister Charles M. E. Chugge erwartete ihn im Gesellschaftsraum der Direktion. Ob er sich nicht umkleiden wolle? — Nein. — Desto besser! Mr. M. E. Chugge wolle ihn sowieso im Gewand des Bergmannes sehen. Nur eine kleine Erinnerung für seinen Wohltäter wollte Francis Rooth schnell aus seiner Wohnung holen. Das war in einer Minute besorgt.

Francis Rooth sah im Gesellschaftszimmer der Bergwerksdirektion seinen Wohltäter zum erstenmal. Es war ein träger, bleicher, fettiger Mann, der in einem weich gepolsterten Fauteuil förmlich drin lag. Sein schwammiges Gesicht schien schläfrig. Die patzige Hand grüßte schwächlich.

„Nehmen Sie Platz, Mister Rooth, und erzählen Sie mir, wie Sie sich fühlen!“

„Danke, ich stehe lieber. Wünschen Sie eine genaue Beschreibung oder in großen Zügen? Soll ich mit der Einschiffung beginnen?“

Das schwammige Gesicht lächelte träge: „Aber, nein, nein, nein! Wie Sie sich jetzt fühlen, sollen Sie mir erzählen.“

Francis Rooth hatte seit seinem Weg nach Hause gehaut, daß der Milliardär sich nicht nach dem Erlebnis seiner Weltreise erkundigen werde! Darum hatte er das kleine Andenken in die Tasche gesteckt. Aber vorsichtshalber fragte er doch noch einmal:

„Soll ich Ihnen von Indien erzählen — von den nordischen Nächten — von unseren Tigerjagden in Bengalen?“

Das blasser, fette Gesicht lächelte noch sauler und die fleischige Hand deutete mit dem dicken Zeigefinger zur Erde: „Nur das, Verehrtester, nur das . . . Wie Sie sich jetzt — danach — fühlen — hier unten, im Schacht, wo Sie die nächsten zehn Jahre leben werden.“

Es war still im Geschäftszimmer.

Francis Rooth griff in die Tasche, wo das Andenken drin war, zog blitzschnell einen Revolver aus der Tasche und schob seinen Wohltäter Mr. Charles M. E. Chugge mit drei brillanten Schüssen nieder. Einer krochte in die Stirnhöhle, zwei trafen in den Bauch.

Als er den Geschworenen von New Orleans von seiner Weltreise erzählte und von seinem Gespräch mit seinem Wohltäter, da sprachen sie ihn einstimmig frei.

Paul von Biberach, ein Hohenzoller.

Biberach? Was sollte ein Hohenzoller mit Biberach zu tun haben? Im Anfang des Jahres 1552 war es, als der Reichwehrehauptmann Sebastian Schärstin einen „Paul von Biberach“ am französischen Hofe einführte. Vor dem tapferen Sebastian verbogen sich tief die Hofleute Heinrichs II. Hinter Sebastian kam weniger beachtet „Paul von Biberach“, gleich wie ein Untergebener. Wer mochte „Paul von Biberach“ sein? So ging's durch die Reihen der Hoffschranzen. Niemand kannte ihn. Nur der König kannte seinen „hohen Gast“, ging ihm entgegen und begrüßte den „teuren Beter“, den Hohenzoller Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. „Paul von Biberach“ war sein Intognito, um den hochverräterischen Plan ungestört zur Ausführung bringen zu können, den er mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen zusammen gefaßt hatte für den bevorstehenden Kampf mit dem deutschen Kaiser Karl V. Lange Zeit gingen die Verhandlungen. Bald in Blois, bald in Orleans, bald in Paris. Meistens nachts. Er stellte dem König vor, „wie enge verknüpft die Aufrechterhaltung der deutschen Freiheit mit dem Interesse und der Sicherheit Frankreichs“ sei. Endlich war der Vertrag fertig. Heinrich II. unterzeichnete ihn auf seinem Jagdschloß Chambord bei Blois. Und Markgraf Albrecht beschwor ihn am 2. Februar 1552. Der Hochverrat eines Hohenzollern war also fertig. „Reh, Loul und Verdun“ wurden dem französischen König zugesprochen: deutsches Land verschachert. Dafür sollte Heinrich II. zwei deutschen Fürsten, Moritz von Sachsen und Albrecht, in ihrem bevorstehenden Waffengang mit dem Kaiser helfen.

Doch in und nach diesem Kriege zeigt sich Albrecht erst von seiner schlimmsten Seite. Zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Moritz war bald ein Vergleich nach ziemlich unblutigem Kampfe zustande gekommen, der Passauer Friede vom Jahre 1552. Nur der Markgraf Albrecht, der von Schulden bedrängt im Kriege sein Glück zu machen gehofft hatte, dessen Element der Krieg war, der im Frieden gestöhnt hatte: „es ist aller Krieg abgestorben. Gott erbarm's“, konnte diesem Schmachfrieden nicht beitreten. So zog er denn mit Tausenden von Kampf-, Mord- und Raubgenossen durch die Gauen des Mains. Er plünderte und brandschakte die Bischöfe von Bamberg und Würzburg. Auf die „Pflaster und Pfefferlücke“ war der Hohenzoller schlecht zu sprechen. Er wollte ihnen weidlich ins Maul greifen. Der „tapfere“ Bischof von Mainz versenkte angeblickt des Hohenzollerschen Terrors sein schweres Geschütz in den Rhein. Aber diese friedfertige Gesinnung schützte ihn

nicht vor dem „Ausflauben“ (Plündern) Albrechts. In Trier wunderte man sich, daß nach seinem Abzug das Blei auf den Dächern noch geblieben war. Bezold sagt in seiner „Geschichte der Reformation“, daß das Verzeichnis der von Albrecht zerstörten Städte, Dörfer, Schlösser und Klöster den Vergleich mit den Brandstätten vom großen Bauernkrieg des Jahres 1525 nicht zu scheuen brauchte. Er zählt im Würzburgischen 300 zerstörte Plätze. Vor Ulm waren es nach demselben „100 halb oder ganz zerstörte Ortschaften. Vor Nürnberg sanken zwei kleine Städte, drei Klöster, über 90 Schlösser und Herrensitze, 17 Kirchen, 170 Flecken und Dörfer in Asche.“ Schamlos waren seine Erpressungen. Bezold verzeichnete 80 000 Gulden, die der Bamberger Bischof zahlte; 220 000 Gulden zahlte der von Würzburg „auf den bloßen Schrecken hin“ außer den 350 000 Gulden, die er dem Markgrafen an Schulden abnahm. Die Stadt Nürnberg zahlte 200 000 Gulden. Seine Gesamteinnahme in zwei Monaten berechnete Bezold auf 870 000 Gulden. Damals hatte das Geld noch einen Wert. Auf seine Kunst im Niederbrennen tat er sich's besonders zugute, „wo er Feuer anmache, da könne man leicht die Reste mit dem Besen zusammenkehren“.

Aus den Chroniken berichtet Ranke in seiner Geschichte der Reformation von ihm: „Als Albrecht gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein Krieg dieser Art nicht ohne Nachteil des Leibes und der Seele geführt werden könne. Es ist eine wunderliche Mischung von Hohn und Glauben, wenn Albrecht ihm entgegnete: „Fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst Du mit uns fahren“, und den Mann, der ihm ins Gewissen redete, wirklich als Feldprediger bei sich behielt. Einem anderen, der ihn an die jenseitigen Strafen erinnerte, soll er gesagt haben, „er werde seine Seele auf die Zäune des Himmels und Hölles scheiden; wer dann von beiden der Stärkere sei, der möge sie zu sich herüberziehen, Gott oder der Satan“. Aus einer trierischen Chronik berichtet Ranke sodann von Markgraf Albrecht, „wie er eines Tages die Ratsherren der Stadt, als er sie in Geschäften suchte, während sie beim Würfelspiel saßen, von der Straße her mit einem Schuß aus seiner Handbüchse, der durch das Fenster nach der Decke der Stube ging, an ihre Amtspflicht erinnerte“. Kaiser und Reich wurde dies Treiben bald zu bunt. Albrecht wurde in die Acht erklärt. Er spottete aber seiner Verfolger und rief bei einem Trinkgelage aus: „Acht und Aberacht sind sechzehn; wir wollen sie fröhlich und in Frieden miteinander vertrinken.“ Zum Weihnachtsfest und zu Neujahr 1554 wollte „er den Pfaffen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleibe einen Fuß an sich ziehen oder auch beide“. Seine Tage waren aber gezählt. Seine Drohungen schreckten nicht mehr. In Deutschland konnte er sich nicht mehr halten; er flüchtete nach Frankreich, dessen König er bereits die Städte auf seinen Raubzügen hatte huldigen lassen, um ihm zu zeigen, „daß die deutsche Treue und Anhänglichkeit noch nicht ausgestorben sei“. R. Gth.

Die Wolke.

Hoch oben steht die lichte Gestalt einer Wolke.

„Ich weiß nicht, wie sie heißt, und das ist vielleicht ein Grund mehr, daß sie mir gefällt.“

Mir gefiel einmal ein Fräulein, das rosig und schön wie ein Pfirsich war, als ich aber dann seinen Namen hörte, war es aus.

Wenn ich nun das staumzarte Gebilde eines grauweißlichen Wölkchens vor mir sehe, das wie ein duftiger Federpelz durch das Meer der Luft treibt, oder ein reinweißes Bündel, das wie ein Englein vergnüglich durchs Blau purzelt und es würde jemand neben mir sagen: „Sehen Sie, das ist die typische Form von Stratocumulus oder Cumulostratus“, so wäre ich genötigt, ihn auf das Widerliche seines Gebarens energisch hinzuweisen.

Bei den Blumen geht's uns doch oft ebenso.

Was sind Wolken anders als Blumen?

Blumen des Himmelsraumes? Die keimen und werden, verwelken und bleichen. Doch lassen sie keine dauernden Zeichen ihrer Vergänglichkeit zurück. Keine dürrbraunen Rispen, keine farbentseelten Blätter.

Lächelnd glänzt ihr freudiges Leben in der Sonne dahin. Nur wenn das große Licht entschwinden und wilder Stürme Stoß sie jagt, furcht dunkler Kummer ihre Stirnen. Und in ihrer höchsten Not werden sie dem Menschen gleich und vergießen Tränen.

Jedoch ihr Leid dringt tiefer, denn sie sind zarter und seelenhafter.

Darum lösen sie sich ganz zu Tränen und — sterben.

Und unten steht wieder einer, rückt an seiner Brille und sagt: „Das ist Nimbus, die Regenwolke.“

Der böse Narr!

Rud. Jul. Lehner.

Zukunft.

Wie gehn Jahrtausendlang in dumpfen Ketten —
Und lächeln doch und atmen in die Lenze
Und glauben an das endliche Erreiten.

Wir sind so groß in Nacht und dunklem Glanz,
Und leuchtender sind unsre Dornenkränze
Als euer wimpelbunter Jubelkranz.

Einst kommt der Tag: ihr schleicht mit müdem Schritt;
Wir aber blühen, wir gehn im jungen Tanz,
Und goldne Falter tanzen gaukelnd mit.

Einst kommt der Tag: Gericht wird sein und Recht.
Von allem, was die dunkle Erde list,
Erlöst sie ganz ein arbeitstroph Geschlecht.

F. W. Konrad (Bern).

Berliner Sorgen.

Von Hans Klabaftermann.

Brasilianische Plantagenbesitzer haben den Deutschen Kaffee gespendet. Die Verteilung der Liebesgabe hat in ebenso großzügiger wie einfacher Weise eine Berliner Zeitung organisiert. Jeder Bedürftige erhielt ein halbes Pfund Kaffee. Er hatte dazu weiter nichts nötig, als eine Eingabe an einen Wohltätigkeitsverein zu machen und seine Bedürftigkeit nachzuweisen. Welche Vereine das waren, sand er, wenn er sich eine Nummer der Zeitung kaufte. Es wurden nur 50 000 Menschen berücksichtigt. Man hätte das noch großzügiger einrichten können. Ein Pfund Kaffee hat ungefähr 5000 Bohnen. Das ganze deutsche Volk wäre beglückt worden, wenn man nicht wenigen Auserwählten ganze 250 Gramm überreichen würde, eine Menge, die sie ja ohnedies kaum jemals aufbrauchen können, sondern wenn man die Spunde in Pakete zu je 2 Kaffeebohnen eingeteilt hätte. Es wären 62 500 000 Pakete geworden. Diese Auserwählten hätten sich gefreut, die Gutscheine für den Kaffee erwerben zu können, ohne erhöhte Fahrpreise auf der Elektrischen zu bezahlen. Die Erhöhung auf 1,30 M. für eine Fahrt wäre durchaus berechtigt gewesen. Bessere Ware verlangt besseres Geld. Die Berliner Straßenbahn haben sich entwickelt und sich so zu einem mustergültigen Institut. Früher verkehrten die Wagen in einem Abstand von 7½ Minuten. Dadurch entstand ein ekelhafter Lärm. Jetzt fahren viele Linien alle 20 Minuten. Dankenswerterweise hat man eine Reihe von Linien gekürzt. Das ist nur eine der vielen Verbesserungen. Sie sind so zahlreich, daß ich nur einige wenige herausgreifen kann. Z. B. wird man auf manchen Linien mitten auf der Strecke plötzlich aufgefordert, den Beiwagen zu verlassen und im Triebwagen Platz zu nehmen. Die Schaffner sollten sich angewöhnen zu sagen, Stehplatz zu nehmen; denn diese freundliche Maßnahme wird getroffen, wenn beide Wagen voll sind. Fast jeder Wagen ist ein Antiquitätenkabinett. Die Halteriemern an der Decke sind derartig besetzt, daß sie oft heimlich mitgenommen werden. Es sind immer nur noch drei Stück vorhanden. Und ein leiser Zug mit dem kleinen Finger genügt — und man hat den Riemen in der Hand. Früher waren außen große Schilder angebracht, auf denen die Straßen verzeichnet waren, durch die die Bahn fährt. Jetzt sind sie erfreulicherweise so verkleinert worden, daß man sie nicht mehr lesen kann. Dafür sieht man aber an der alten Stelle farbenprächtige Mittelungen, deren Kenntnis für jeden Gebildeten nötig ist, wie etwa: „Sinds die Füße, geh zum Schuster!“

So werden allenthalben Verbesserungen eingeführt. Das Charlottenburger Wohnungsamt hat am 1. August dem Publikum seine Türen verschlossen. Nachdem es zahllosen Vorkäufen Unterkunft gewährt und demnach den dringendsten Bedürfnissen Rechnung getragen hat, wäre ihm auch etwas Ruhe zu gönnen. Das Verfahren hat sich gut bewährt. Denn die Wohnungsuchenden, die in ungebührlicher Hast am 1. September ihre lächerlichen Anliegen vorbringen wollten, bemerkten, daß sich das Amt auch für September hinter seinen Altan und Türen verschanzte hat. Dadurch ist der Betrieb wesentlich vereinfacht. Wünscht man einen Beamten zu sprechen, so braucht man nur eine schriftliche Eingabe mit der diesbezüglichen Eingabe zu machen. Nach eingehender Prüfung gewährt einem dann der Beamte die Audienz oder lehnt sie ab.

Trotz der Schnelligkeit, mit der das Amt arbeitet, treten manche Bewerber von ihren Ansprüchen zurück, wenn sie zwei Jahre gewartet haben. Herr v. Rahr hat noch weniger Geduld bewiesen und ist schon nach einigen Tagen zurückgetreten. Man hätte in Berlin nicht so unduldsam sein dürfen. Bayern hat schwer genug daran zu tragen, daß es keine eigenen Briefmarken und kein eigenes Defizit aus Post und Eisenbahnen mehr hat. Außerdem können es viele nicht verwinden, daß nun kein frischer fröhlicher Krieg mehr

ist. Da kann man ihnen doch wenigstens den Belagerungszustand lassen.

Jedes Land will eben seine besonderen Vorrechte haben. Deutschösterreich z. B. ist zwar eine Republik. Aber die Republikaner vermiffen den Glanz früherer Tage, der das wahre Glück bedingt. Und so werden dann alle Monate einige hervorragende Professoren zu Hofräten ernannt. Ihr Gehalt ist allerdings so gering, daß sie hungern müssen, wenn sie kein Vermögen haben. Die Kalamität ist sofort behoben, indem man ihnen einen Titel verleiht. Ein Hofrat hungert nicht. In Berlin lebt ein Universitätsprofessor, der den Titel Geheimer Medizinalrat hat. Redet man ihn aber mit Herr Geheimrat an, so verbittet er sich das energisch und sagt: „An mir ist nichts geheim.“ Die österreichischen Professoren werden schon wissen, an welchem Hof sie Räte sind.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich ein Geheimnis künden. Ich weiß, wer Erzberger in Wahrheit ermordet hat. Es sind natürlich die Juden. Nicht etwa ein bestimmter Jude, nein, schlechtweg die Juden. Bekanntlich haben die Juden, kurz nachdem sie die infame Idee des Pazifismus ausgebracht hatten, den Krieg gemacht. Die Juden haben an dem faulen Frieden schuld und zudem den Rapp-Putsch inszeniert. Wem wäre es nicht klar, wer den Brei mit Oberschleusen angerührt hat. Alle Unannehmlichkeiten sind auf die Juden zurückzuführen. Nach dem Analogieschluß ist also bewiesen, wer im Grunde den jüngsten politischen Mord auf dem Korbholz hat. Es ist nur wunderbar, warum ich erst diese Selbstverständlichkeit aufdecken muß.

Vielleicht werden die deutschen Universitäten der ganzen Frage einmal näher treten. Die Japaner haben ihnen kürzlich 450 000 M. gestiftet. Man könnte endlich einmal einen Teil der Summe dazu verwenden, die Sache wissenschaftlich zu beleuchten. Bei dem schnellen Blick der Fakultäten für das, was dem Volke augenblicklich am meisten am Herzen liegt, kann man erwarten, daß mit dem Rest systematisch die Männer zusammengesucht werden, die den Ehrendoktor verdienen und noch nicht haben. Köhn und Klante haben Tausende davor bewahrt, ihr Geld in Börsenspekulationen zu verlieren und somit den wirtschaftlichen Wiederaufbau gefördert. Sie verdienen daher den Dr. ing. honoris causa.

Nach meinen weittragenden Entdeckungen erwarte ich bestimmt, zum Dr. rer. pol. honoris causa ernannt zu werden. Es macht sich auch besser: Dr. Klabaftermann.

Völker, die nicht bis drei zählen können.

Wenn man bei uns von jemanden sagt: „Er kann nicht bis drei zählen“, so will man ihn damit als besonders dumm charakterisieren. Es gibt aber eine ganze Anzahl von Naturvölkern in Australien, Südamerika und anderwärts, die nicht bis drei zählen können, d. h. die nur für die Zahlen 1, 2 und manchmal 3 Namen besitzen, darüber hinaus aber nicht zählen, sondern z. B. statt der Zahl 3 sagen „zwei, eins“, für 4 „zwei, zwei“ oder eine größere Anzahl als 2 überhaupt mit „viele, eine Menge“ bezeichnen. Es ist nun aber falsch, daraus, daß diese Menschen nicht bis drei zählen können, auf eine besonders große geistige Beschränktheit oder Trägheit zu schließen. Der Naturmensch kann deshalb doch zählen; er zählt nur, ja er rechnet sogar auf eine andere Weise als wir. In diese eigenartigen Denkformen des primitiven Menschen führt ein Werk des Pariser Professors L. Levy-Bruhl, „Das Denken der Naturvölker“, ein, das jetzt von dem Wiener Professor W. Jerusalem im Verlag von Wilhelm Braumüller zu Wien in einer guten deutschen Uebersetzung herausgezogen worden ist.

Schon bei Tieren hat man ein gewisses Bewußtsein für die Zahl festgestellt. Ein Hund, Affe oder Elefant bemerkt das Verschwinden eines Gegenstandes aus einer größeren, ihm vertrauten Anzahl heraus. Bei manchen Tieren beweist die Mutter durch unzweideutige Zeichen, daß sie genau weiß, ob ihr eines oder mehrere ihrer Kleinen weggenommen worden sind. So hat auch der primitive Mensch ein Zahlenbewußtsein; ja, er vermag sogar mit Zahlen sehr gut umzugehen, nur ist sein Verhältnis zu der Zahl kein abstraktes wie bei dem Kulturmenschen, sondern ein konkretes. Er ersetzt durch ein manchmal „an Wunder grenzendes“ Gedächtnis den Mangel an logischem Denken. In seiner Vorstellung ist die Zahl der Gegenstände oder Wesen so fest eingepreßt, daß er sogleich weiß, wenn aus einer größeren Menge eins fehlt. Die Ahiponon z. B., ein amerikanischer Indianerstamm am unteren Paraguay, waren durchaus nicht dazu zu bringen, mittels der Zahlworte zu zählen. Sie haben gegen jedes Rechnen einen ausgesprochenen Widerwillen, und wenn eine Zahl über drei hinausgeht, so sagen sie nur „viele“, „unzählige“. Nichtsdestoweniger haben sie ihre Methode, um sich von den Zahlen Rechenschaft zu geben. Kehren sie z. B. von der Jagd auf wilde Pferde zurück, so fragt sie niemand: „Wieviel Pferde habt Ihr mitgebracht?“ Aber sie wissen ganz genau, wieviel Plätze für die neuen Tiere eingerichtet werden müssen. Wenn sie zur Jagd

aufbrechen, so scheuen sie um sich herum, und wenn einer ihrer zahlreichsten Hunde fehlt, so rufen sie ihn augenblicklich.

Der primitive Mensch denkt eben beim Zählen wie beim Sprechen auf konkrete Weise. Er bedient sich dabei eines Werkzeugs, das sehr viel unpraktischer und ungeeigneter ist als unsere abstrakten Zahlen und das ihm daher nur einfache Operationen gestattet. Er verbindet nämlich Bewegungen und Körperteile, die an diese Bewegungen gebunden sind, in einer von vornherein geregelten Folge mit bestimmten Einheiten und hat sich so eine Art Gedächtniskunst gerechtmacht, durch die er das Bewahren von größeren Mengen von Einheiten im Gedächtnis unterstützt. Die Eingeborenen aus den Murray-Inseln in der Meerenge von Torres kennen nur die Zahlen 1 und 2, bei 3 sagen sie 2, 1, bei 4: 2, 2. Darüber hinaus zählen sie, indem sie sich auf einen Körperteil beziehen, und kommen dabei bis 33. Zunächst berührt man die Finger, wobei mit dem kleinen Finger der linken Hand begonnen wird, dann das Handgelenk, den Ellenbogen, die Schulter der rechten Körperhälfte, dann das Brustbein, dann dieselben Glieder der linken Körperhälfte und kommt so bis auf 17. Genügt das nicht, werden noch die Zehen hinzugefügt, Fußknöchel, Knie und Hüften links und rechts, so daß man bis auf 33 kommt. Ueber diese Zahl hinaus hilft man sich mit einem Bündel kleiner Stäbe. Diese Zählung durch das Berühren gewisser Körperteile ist bei den primitiven Völkern weit verbreitet. Der Naturmensch kann damit für unsere Begriffe ganz Erstaunliches leisten.

Auf diese Weise werden sogar auch größere Additionen ausgeführt, und so muß man die Gedächtniskraft dieser Menschen, die „nicht bis drei zählen können“, aufs höchste bewundern.

Wissen und Schauen

Zur Geschichte der Graphologie. Wohl die erste Abhandlung, „wie man aus einer Schrift Wesen und Eigenschaften des Schreibers erkennt“, stammt aus dem Jahre 1622 und hat zu ihrem Verfasser einen gewissen Camillo Baldi auf Capri. Man darf der wissenschaftlichen Graphologie daher ein Alter von etwa 300 Jahren zusprechen. Das zweite bekannt gebliebene Werk heißt: „Der Prophet, oder Abhandlung über das Erraten der Charaktere aus der Schrift“ und ist etwas später als Baldos Abhandlung von M. A. Severinus in Neapel verfaßt.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß später gewerdmäßige Graphologen oft in Oberflächlichkeit verfallen sind, lassen sich doch viele Stimmen hervorragender Größen anführen, die die Möglichkeit der Charakterdeutung aus der Handschrift durchaus zugeben. Schon N i g g e stellte fest, daß alle Schüler, die von ihm Schreiben gelernt hatten, ihre Schrift je nach ihrer Gemütsart entwickelten. „Beim ersten Anblick zwar“, sagt er, „scheinen sie einerlei Hand zu haben; wer aber genauer zusieht, findet in der Schreibart des einen Trägheit, des anderen Kleinlichkeit oder Flüchtigkeit, Heftigkeit, Verschrobenheit, Ordnungsinn oder irgend eine andere nur ihm zukommende Eigentümlichkeit.“ V a v a t e r meinte, daß die Schriftzüge „im Augenblick, wo sie entstehen, Repräsentanten der Gedanken sind und daher den Zustand der Seele dessen, der sie dem Papier anvertraut, wiedergeben müssen.“ Hierin sieht er auch den Grund, daß jeder Mensch eine individuelle Handschrift habe, die nicht oder doch nur selten und nie ganz vollkommen nachahmbar sei! V e i b n i z steht auf demselben Standpunkt, vorausgesetzt, daß die Schrift „nicht das Werk eines Kalligraphen ist.“ W. v. H u m b o l d t trieb sogar selbst Handschriftendeutung und soll wiederholt Proben seiner Tüchtigkeit darin abgegeben haben. G o e t h e endlich präziserte seinen Standpunkt (die Stelle findet sich in einem Briefe an Lavater) dahin: „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man daraus wenigstens eine Ahnung von seiner Art zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel!“

Völkerkunde

Indianer-Schutzgebiete für Südamerika. Der rote Mann ist in Südamerika ebenso auf den Aussterbeort gesetzt wie im nördlichen Teile. Man will jetzt die spärlichen Reste retten, indem man den Indianern in Chile und Argentinien besondere Territorien anweist. Bekanntlich ist das auch in Nordamerika geschehen. Die Hilfe kommt aber wohl zu spät. Durch die Schäferzucht sind die einheimischen Jägervölker immer mehr verdrängt und dem Aussterben nahegebracht worden. Von den Aucas, die 1880 noch etwa 3000 Köpfe zählten, waren 1916 nur noch 200 übrig. Die Nahgans, ein Fischervolk, sind seit 60 Jahren von 3000 auf zehn zurückgegangen, und von dem Stamm der Hausher kennt man überhaupt nur noch zwei Vertreter! Die Onas, die früher von der Guarafajada (das Guanako ist eine Art Lama) der Pampa des Feuerlands lebten, haben seit einem halben Jahrhundert von drei- bis viertausend auf höchstens acht-hundert abgenommen, die argentinische Regierung schätzt sogar diese Zahl für noch zu hoch gegriffen und nennt dreihundert als die richtige. Ähnlich steht es mit allen anderen Stämmen des südlichen Südamerika. In Chile und in Argentinien sind in der Tat in den letzten Jahren bereits Schutzgebiete eingerichtet worden, am Rio Bermejo für die Toba, am Mucamajo für die Pilaga usw. Aber

Erdfunde

Die Entstehung der Gebirge. Die Frage nach der Entstehung der Gebirge hat die Wissenschaft besonders lebhaft beschäftigt. Die Forschungen der letzten Zeit haben nun zu einer einfachen, alle Einzelheiten erklärenden Theorie geführt, die Professor Walther Penck in der „Deutschen Revue“ darstellt.

Die frühere Vorstellung, daß die Erde ein festes Gewölbe sei, ist danach aufzugeben; sie lastet vielmehr willentlos auf ihrer Grundlage, „schwimmt“ gleichsam auf ihr. Diese Unterlage aber besteht in einer Zone flüssigen Gesteins, des sogenannten Magmas. Die Erdkruste, die auf dieser hochkomprimierten Magmaszone aufliegt, kann keine eigenen Bewegungen ausführen. Wenn die Erfahrung lehrt, daß einzelne Teile der Erdkruste sinken, andere steigen, so kann das eine nur über schwindender, das andere nur über schwellender Unterlage geschehen, und zwar müssen Schwinden und Schwellen der Unterlage die Ursache, die sichtbare Bewegung der Kruste die Folge sein. Nun bewegt sich tatsächlich die Erdkruste, nicht als Ganzes, sondern in einzelnen Teilen. Die Bewegungen sind so rasch, daß schon innerhalb kurzer Zeiträume Verschiebungen der Krustenteile gegeneinander zu beobachten sind. So hat man z. B. in Skandinavien festgestellt, daß diese Halbinsel im Durchschnitt um 1 Meter in 100 Jahren emporsteigt. Die Hebung ist landeinwärts größer als an der Küstenküste; es handelt sich also um eine Aufwölbung.

Die Krustenbewegungen sind im geologischen Sinne rasch, aber doch unmerklich für den Menschen. Die großen Krustenverschiebungen, die zur Aufrichtung der hohen Gebirge führten, sind das Ergebnis von unendlich vielen kleinen Einzelwirkungen, die sich auf sehr lange Zeiträume verteilen. Kein Grund besteht zu der Annahme, daß die Krustenbewegungen heute aufgehört haben oder früher rascher vor sich gingen. Die Aufwölbung der Alpen erfolgte noch heute in dem Tempo wie vor Jahrtausenden, und man hat festgestellt, daß die Fixpunkte des bayerischen Triangulationsnetzes am Rande der Alpen dem Fixpunkt München in den letzten 100 Jahren um 26 Zentimeter näher gerückt sind. Durch solche Krustenbewegungen sind die Gebirge in unendlich langen Zeiten allmählich emporgewölbt worden.

Naturwissenschaft

Anpassung von Seetieren. Es ist die allgemeine Ansicht, daß Salzwaassertiere nicht in Süßwasser leben können oder umgekehrt. Das ist aber durchaus nicht richtig. Eine ganze Anzahl von Tieren ist bekannt, die man von der einen Wasserart in die andere verpflanzen kann, die also in Flüssen und Seen ebenso gut fortkämen wie im Meere. Es handelt sich um Krebse, Fische und niedere Tiere, Infusorien, Blutentwürmer und dergleichen. Der dreifachelige Sticksling, eine kleine Fischart, der in beiden Wasserarten lebt, kann ohne Schaden aus dem einen Wasser in das andere geworfen werden. Bei anderen Fischen ist eine vorsichtiger Ueberführung nötig, indem man sie etwa aus Meerwasser erst in ein Mißwasser setzt und so allmählich zum Süßwasser übergeht. Von Krebsen sind zahlreiche Arten bekannt, die diesen Uebergang ganz gut vertragen. Allerdings ändern sie dabei ihre äußere Erscheinung sehr. Salzwaassertiere verändern sich bei dieser Uebertragung nicht geradezu in die Formen, die wir als Süßwasserbewohner kennen, aber sie werden doch solchen sehr ähnlich, und es mag wohl sein, daß nach einigen Generationen eine vollständige Artänderung eintritt, wenn diese verpflanzten Tiere sich in dem neuen Medium auch fortpflanzen. Viel weik man über dieses interessante Gebiet noch nicht. Aquarienfreunde könnten sich damit beschäftigen und wertvolle Beobachtungen anstellen, die für die Wanderungen der Wassertiere und ihre Verwandtschaft wichtig wären.

Schwimmt der Hund an der Zunge? Die Ansicht ist weit verbreitet, daß der Hund an der Zunge schwimmt. Sie ist wohl darauf zurückzuführen, daß Hunde beim Laufen ihre Zunge weit heraushängen lassen und diese dann stark schweift. Daß diese Ansicht aber eine irrige ist, das betont Dr. Werner P a r a d i e s im „Deutschen Jäger“. Wie andere Beiztiere, schwimmt auch der Hund durch die Haut. Daß er bei Anstrengungen, bei lebhafter Bewegung die Zunge zum Fang heraushängen läßt, hat andere Gründe, was dabei von der Zunge heruntertropft, ist Speichel, nicht Schweiß. Die Nasenhöhle des Hundes ist äußerst kompliziert gebaut; die Nasenschnecken, die für die Nichtigkeit besonders wichtig sind, sind so stark entwickelt, daß bei beschleunigter Atmung nicht genügend Luft durch die Nase allein in die Atmungsorgane gelangen kann, darum atmet der Hund beim Laufen nicht durch die Nase allein, sondern durch den geöffneten Fang. Bei geschlossenem Maul füllt die verhältnismäßig lange Hundezunge den hinteren Teil der Maulhöhle vollständig aus. Eine Maulatmung ist daher bei halbgeöffneten Lippen nicht möglich, sie kann nur zustande kommen, wenn das Maul ganz geöffnet wird und die Zunge heraushängt. Das Herausabhängenlassen der Zunge geschieht also nicht zu dem Zwecke der Schweißabsonderung, sondern lediglich deshalb, um eine erhöhte Atemtätigkeit zu ermöglichen.